

Können Muslime ebenso gut »Kritik« wie Atheisten?

Ein vergleichender Blick auf religiöse und weltanschauliche (Selbst-)Kritik

Michael Blume

Viele haben bestimmt schon verschiedentlich den Satz gelesen und gehört, wonach Muslime »erst einmal durch die Aufklärung« gehen sollten, durch die die säkulare, westliche Zivilisation bereits erfolgreich geschritten sei. Andere halten dagegen, dass dies »dem Islam« gar nicht möglich sei – selbst die Kirchen hätten sich doch Jahrhunderte »dagegen« gewehrt, obwohl in ihren Lehren immerhin schon eine Unterscheidung zwischen Weltreich und Himmelreich angelegt gewesen sei. Der Islam aber sei – leider, leider – von Anfang an auf eine umfassende Theokratie (eine auf göttliche Offenbarungen gegründete Herrschaft) angelegt und also unfähig zur Selbstkritik. Gegenüber den eigenen Traditionen auch kritische Musliminnen und Muslime würden daher schnell bedroht und verstoßen. Wer also darauf hoffe, dass sich der Islam auch selbst verändern, reformieren, gar säkularisieren könne, sei bestenfalls ein naiver Traumtänzer oder schlimmstenfalls ein williger Helfer der fortschreitenden »Islamisierung«.

Dies führt auf die gar nicht banale Frage, ob alle Kulturen und Religionen überhaupt Kritik *können*. Ich argumentiere dabei als Religionswissenschaftler, nicht als Theologe: Religionswissenschaftler wie ich *dürfen* zwar religiös glauben – müssen aber nicht. Wir betrachten die Religionen unter den Vorzeichen des methodologischen Agnostizismus, also gewissermaßen von außen.

1. Grundfragen des Essentialismus: »Der Islam« versus »Der Atheismus«

Tatsächlich stehen wir bei der Diskussion der »Kritikkultur von Kulturen« vor der Grundthese des *Essentialismus*: Der Behauptung, dass wir bestimmten Religionen und Weltanschauungen feste und unveränderliche Merkmale zuschreiben können. Demnach wäre beispielsweise der Islam »kriegerischer«, da schon der Prophet Muhammad Kriegszüge verübt habe. Umgekehrt wäre beispielsweise das Christentum »eigentlich« friedlich, da Jesus nur spirituelle, aber keine politische Macht angestrebt habe. Kriegszüge im Namen des Islam entsprächen daher »dem Wesen« des Islam, wogegen umgekehrt die Kreuzzüge im Namen Gottes ab dem 11. Jahrhundert eine Entstellung, einen »Missbrauch« der christlichen Religion markierten.

Der schon gefühlsmäßige Einwand gegen diese Position wird dadurch verstärkt, dass gerade auch Muslime umgekehrte Essentialisierungen äußern: Demnach verbiete doch gerade der Islam Unrecht und ungezügelter Gewalt, sei die Kriegsführung streng reguliert und der Selbstmord sogar ausdrücklich verboten worden. Aus dieser Sicht verbürge also doch gerade der Koran, dass »der Islam mit Terrorismus nichts zu tun« haben könne. Terroristen seien also keine »wirklichen« Muslime, sondern durch böse – gerne auch nichtmuslimische – Verschwörer Irregeleitete. Tatsächlich finden wir auch noch bei dem Bestsellerautor Karl May ein Islambild, das bis in die 80er Jahre hinein als allgemeingültig galt: Demnach seien Muslime schicksalsergeben (»Kismet«) und obrigkeitshörig, zu Umstürzen und Revolutionen geradezu unfähig.¹ Wer entscheidet also, was »das Wesen« des jeweiligen Glaubens wäre?

Empirisch lässt sich gegen den Essentialismus schließlich auch einwenden, dass er religionsgeschichtlich widerlegt worden ist: So gab es die Kontrastierung eines »gewalttätigen« Propheten Moses gegenüber einem »friedvollen« Jesus ja bereits in der langen Vorurteilsgeschichte gegenüber dem Judentum. Doch die Religionsforschung kann inzwischen sehr umfassend beschreiben, wie das Judentum gerade auch nach der Zerstörung Jerusalems und des zweiten Tempels um 70 n. Chr. eine tiefgreifende »NeufORMATIERUNG« durchschritt: Die Rabbiner neben und nach Jochanan ben Zakkai reorganisierten, ja »reformatierten« das Judentum

1 Vgl. *Karl May*, Orientzyklus, in: Deutscher Hausschatz in Wort und Bild (Hg. Friedrich Pustet), Regensburg 1881–1888. Zahlreiche Neuausgaben.